

Jenseits der Pforten

Roman

Thomas Christen

© 2016 Thomas Christen
Gestaltung: Thomas Christen

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

*Dies ist eine über den Fachhandel nicht zu beziehende
Sonderausgabe*



ENTRANCE TO THE GREAT CAIRN OF NEW GRANGE, ON THE BOYNE, NEAR DROGHEDA

Inhalt

Prolog	
Waterford, Irland, 1. Mai 1171	
Beltaine	9
Samain ₁₂₂₇ ...	29
Mellifont Abbey, Irland	
1. November 1227, um Allerheiligen	56
Imbolc ₁₂₂₈ ...	103
Mellifont Abbey, Irland	
2. Februar 1228, um Lichtmess	132
Beltaine _{um 1120} ...	185
Mellifont Abbey, Irland	
um den 1. Mai 1228	196
Lughnasa ₁₂₂₈ ...	278
Mellifont Abbey, Irland	
um den 1. August 1228	299
Samain ₁₂₂₈ ...	368
Mellifont Abbey, Irland	
1. November 1228, um Allerheiligen	378

Epilog	
Waterford, Irland	
Anfang August 1228	411
Anhänge	428
<i>Idealisierter Grundriss</i>	
<i>Namensregister</i>	
<i>Übersetzungen</i>	
<i>Quellen</i>	
<i>Dank</i>	
<i>Literatur</i>	
<i>Über den Autor</i>	

The song of wandering Óengus

*I went out to the hazel wood,
because a fire was in my head,
and cut and peeled a hazel wand,
and hooked a berry to a thread.
And when white moths were on the wing,
and moth-like stars were flickering out,
I dropped the berry in a stream
and caught a little silver trout.*

*When I had laid it on the floor
I went to blow the fire aflame,
but something rustled on the floor,
and some one called me by my name:
it had become a glimmering girl
with apple blossom in her hair,
who called me by my name and ran
and faded through the brightening air.*

*Though I am old with wandering
through hollow lands and hilly lands,
I will find out where she has gone,
and kiss her lips and take her hands.
And walk among long dappled grass,
and pluck till time and times are done,
the silver apples of the moon,
the golden apples of the sun.*

William Butler Yeats
1899, aus: *The wind among the reeds*

I

*I order you to hold a free election, but forbid you to elect
anyone but Richard my clerk*

Henry II (1133 – 1189)

Prolog

Waterford, Irland, 1. Mai 1171, Beltaine

Weißer Schaum. Und ein gelblich, trübes Rinnsal, das ihm aus dem Mundwinkel lief. Wie eine blitzend weiße, kleine Schneewehe am Rand einer Dachkante. Langsam rutschte der Fleck über seine Oberlippe, blieb einen zögernden Augenblick, wie von unsichtbarer Kraft gehalten, vor dem halb geöffneten Mund hängen und tropfte dann an der Tischkante vorbei auf seine Hose. Als führe sie ein Eigenleben, wischte seine Hand den Schaum von seinem Bein. Es entstand ein schmutziger Schlieren auf dem Stoff, so, wie schon hunderte Male zuvor. Rotweiß kariertes, ausgebleichenes und an manchen Stellen fadenscheiniges Tuch. Langsam legte er den Kopf in den Nacken, trank den Humpen aus, verharrte einen Augenblick in dieser Haltung und knurrte irgendetwas vor sich hin, das bei dem Lärm, der im Schankraum herrschte niemand um ihn herum verstand. Dann machte er dem Mädchen ein Zeichen, ihm ein neues Bier zu bringen. Unsichtbarer, klebriger und nach kaltem Schaffleisch stinkender Nebel erfüllte den gesamten Raum. Unverständliche Wortfetzen und Gelächter wehten zu ihnen herüber. Der Mann zu seiner Linken strich sich gedankenverloren mit dem Zeigefinger über den Nasenflügel, ohne den musternden Blick von ihm zu nehmen. Ein abfälliges Grinsen huschte über sein Gesicht, verkroch

sich langsam wie lautloses Wasser in den Fugen der Straßensteine und verschwand. Dann drehte er den Kopf zur Seite und starrte auf seinen leeren Humpen.

»Darf ich Euch eine Frage stellen, Diarmaid? Unter Verwandten ...«

Seine Hand spielte am Henkel des Bechers herum und sein Blick schien die Tischplatte zu durchbohren.

»Nein«, bellte der Mann neben ihm grimmig zurück und fuchtelte mit der Hand unwillig in Richtung des Mädchens, das eifertig und mit hochrotem Kopf nickte und dem Wirt einen neuen Humpen aus der Hand nahm. Für einen Augenblick kehrte das Grinsen auf das Gesicht des anderen Mannes zurück.

»Sagt mir, in aller Offenheit, wäre es anders gekommen, wenn Ihr Derval nicht entführt hättet? Ich muss gestehen, dass mich diese Frage schon seit geraumer Zeit umtrei ...«

»Ihr hört schlecht, Richard!« Finger krallten sich in die Tischkante. »Ich sagte nein ...«

Ein gepresstes Lachen war als Antwort zu hören.

»Also habt Ihr meine Frage vorausgeahnt, Diarmaid und Euer Nein will sagen, dass Euer kleiner, sagen wir, bei allem, was man sich über Derval erzählt, einer nachvollziehbaren körperlichen Gier geschuldeter Raubzug nichts mit unserer momentanen Situation zu tun hat?«

»Richard FitzGilbert ...«, Diarmaids Faust donerte auf den Tisch, die leere Holzschale vor ihm

sprang einen Finger breit in die Höhe und fiel polternd zurück und dann stierte er den Mann neben sich mit zornigem Blick und geöffnetem Mund an, nach Worten ringend und sein Zeigefinger bohrte sich langsam in den Lederwams seines Tischnachbarn.

«A fhir Shaxan!«, flüsterte er, «is fíor gur gairid tú mo chliamhain. Gidh eadh bíodh a fhios agat nach leatsa mo mhagadh-sa.»¹

Einen Augenblick lang hielt er inne und zog den Finger zurück, der eine winzige Delle in Richards Wams zurückließ. Ein breites Grinsen schlich sich auf sein Gesicht und leise fügte er hinzu:

»Hast du das verstanden – Schwiegersohn?«

Richard atmete hörbar aus, zog kurz die Augenbrauen hoch und schien die Männer im Schankraum zu beobachten. Für einen Augenblick war der Lärm im Raum verebbt. Jetzt unterhielten sich alle wieder.

»Warum denn so empfindlich, Diarmaid mac Murchada? So kenne ich Euch ja gar nicht.«

Diarmaid verzog angewidert das Gesicht.

»Derbforgaill ist aus freiem Willen mit mir gegangen. Mit samt Herde und wahrlich einem Haufen Plunder. Und ihr Vater, Richard, ihr Vater war damals hochofren. Sagt mir nicht, dass ihr derlei Verbindungen in England nicht kennt. Ich müsste mir vor Lachen in die Hose pissen. Nicht wenige Eurer Landsleute mögen uns für Barbaren halten, aber, wie Ihr ganz richtig bemerkt habt, ich bin nicht empfindlich, das stört mich also nicht und ich

werde keine Zeit damit vergeuden, diesen größenwahnsinnigen Irrglauben mit süßem und afftigem Gerede, widerlichen Riechwässerchen oder der Nachahmung dämlicher Manieren aus der Welt zu schaffen. Im Übrigen ist Derbforgaill ein Jahr später zu Tigernán zurückgekehrt ...«

Richards Blick lag einen Augenblick lang auf Diarmaids Profil. Es hatte etwas Unwirkliches, beinahe Belustigendes wie dieser stämmige Haudegen vor sich hinredete, als wolle er sich rechtfertigen.

»... und als Zeichen ihrer«, Diarmaid machte eine so ausladende wie abfällige Armbewegung, »... aufrichtigen Reue, hat sie dem Abt in Mellifont später ein ziemlich wertvolles Altartuch zukommen lassen. Einen Kelch – und – sechzig – Goldunzen. Der Abt hat es sicherlich zu schätzen gewusst. Aber Tigernán Ua Ruairc ist eine Ratte! Ein Schweinebesteiger! Ein Plünderer. Ein dreckiger Dieb.«

Diarmaid leerte seinen Humpen und setzte in dann lautstark auf dem Tisch ab.

»Das ganze ist neunzehn Jahre her, verflucht und dieser Sohn einer Hure lässt nicht locker. Er hat mich vertrieben, verhöhnt und gedemütigt. Er hat Geiseln genommen. Und jetzt – jetzt hat diese elende Schlange Ruaidrí Ua Conchobair überredet meinen Sohn zu töten. Und unser ach so edler Hochkönig spielte nur zu gerne den gefälligen Vassall des Teufels, denn er ist selber einer.«

Diarmaid streckte den Arm aus, hielt das vorbeieilende Mädchen fest und zog es zu sich heran.

Mit glasigem Blick lächelte er sie an und legte eine Hand auf ihren Hintern.

»Und dafür, meine Liebe, dafür werden sie sterben ...«

Das Mädchen wurde steif wie ein Brett und blickte ihn entsetzt an. Diarmaid begann wie ein Wahnsinniger zu lachen, ließ zu, dass sich das Mädchen aus seiner Umarmung löste und brüllte ihr hinterher, sie möge ihm umgehend einen neuen Humpen bringen. Als er sich wieder beruhigt hatte, legte er seine Hand auf Richards Schulter und musterte ihn eine Weile.

»Dein König, Richard, ist ein ehrenwerter und großer Mann. Oh ja, das ist er wahrhaftig. Und, ja ...«, Diarmaid nickte nachdenklich, »... er ist ein guter Freund. Mein Freund. Hatte zwar nie so rechtes Interesse an diesem Land, was ja nicht unbedingt etwas Schlechtes bedeuteten muss, nicht wahr, mein Lieber, aber erlaubte, dass ich zwei seiner besten Männer bitte, mir dabei zu helfen, das zurückzuholen, was mir zusteht. Und meine Reise nach Aquitanien war lang und beschwerlich.«

Diarmaids Hand knetete Richards Schulter und ihm war anzusehen, dass er die entstehende Pause zu genießen schien.

»Männer mit großen Namen und nicht ganz so großen Aussichten. Nun gut – der eine sitzt gerade im Kerker. Aber wir haben es geschafft, Richard. Und meine Tochter ist wahrlich ein angemessener Lohn, nicht wahr!«

Richard schwieg und nickte nur unmerklich. Dann sah er Diarmaid mit einem nachdenklichen

Blick an. Im Schankraum war es etwas ruhiger geworden. Einige von Diarmaids Männern, die, die ihnen am nächsten saßen, waren ganz offensichtlich bemüht, ihre Gespräche auf eine Art und Weise fortzuführen, die ihnen erlaubte, ihre Ohren auf das zu richten, was um sie herum gesprochen wurde.

»Ja, Aoife ist eine wunderbare Frau«, sagte Richard nach einer Weile leise. »Sie ähnelt ihrem Vater.«

Diarmaid grinste verschlagen und wieder entstand eine Pause. Irgendwann meinte er wie beiläufig:

»Man erzählt, der gute Henry plane einen Besuch. Sollte er sich doch noch für dieses Land interessieren? Jetzt, wo wir ihm den Weg ein wenig geebnet haben und der große Richard noch ein wenig größer geworden ist ...«

Diarmaids Blick hatte etwas Durchtriebenes. Richard zuckte mit den Schultern und diese Bewegung machte mit nichts deutlich, ob er die Frage nicht beantworten konnte, oder das Thema nicht weiter vertiefen wollte.

»Ich möchte dir einen Ratschlag geben, Schwiegersohn.«

Diarmaid tat einen Schluck aus seinem Humpen.

»Sei auf der Hut. Bei allem, was du tust. Und bei jedem mit oder für den du es tust. Du gehörst jetzt zur Familie.«

Und dann lehnte er sich ein wenig näher zu Richard hinüber und flüsterte ihm zu:

»Und verspötte mich nicht! Nie mehr!«

In diesem Augenblick hob einer der Männer am Nachbartisch seinen Becher, prostete ihnen zu und rief:

»Do bhí Diarmaid ina rígh ar na carbaid iarainn. Do ghabh sé ríoghacht an teimhil for coill, na fionnmhoinge ar dubhmuir agus na réaltan éidtreóraigh siubhail uile.«²

Ein paar der Männer klatschten oder schlugen grölend mit den Bechern auf den Tisch. Lächelnd erwiderte Diarmaid den Gruß und meinte dann zu Richard gewandt:

»Sie meinen, alles wird gut. Ich denke, sie haben recht.«

Kurz darauf standen sie auf und traten in die laue Nachtluft dieses ersten Maitages. Beltaine, dachte Diarmaid wehmütig und drehte sich zu Richard um.

»Ich denke, ich habe noch etwas zu erledigen. Du, grüß mir meine Tochter, Richard. Wir sehen uns morgen. Vielleicht.«

Und dann verschwand Diarmaid mac Murchada in den Schatten zwischen den Häusern.

Es war seine Stadt. Sie gehörte wieder ihm. Und wieder hatte sie sich auf das Heftigste gewehrt. Aber dieses Mal hatten sie ihren Widerstand gebrochen. Vor vierunddreißig Jahren war es anders gewesen. Damals hatte die Stadt ihn besiegt. Aber jetzt ... Robert FitzStephen, Richard und ihre Männer hatten gekämpft wie Wesen aus einer anderen Welt und mit jedem abgeschossenen Pfeil, mit je-

dem erschlagenen Gegner schien sich Richards vielleicht zu Anfang noch zweifelnde Fantasie mehr und mehr in Gewissheit zu verwandeln, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis er seinen versprochenen Lohn würde in den Armen halten können. Am Ende hatte er sein Schwert und den Bogen in eine der Gassen geschleudert und seine Anspannung wie ein Tier in die Luft gebrüllt. Er war ein seltsamer Mann. Aber er würde Aoife wie kein anderer beschützen. Diarmaid lächelte in sich hinein. Fallt heute Nacht und in all den Nächten, die euch noch beschieden sein werden übereinander her. Zeugt die Könige und Herrscherinnen von morgen. Euer Hochkönig gestattet es euch. Ja, er befiehlt es euch sogar. Er wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht und spukte in die Gosse. Leider war es noch nicht ganz so weit. Aber er würde es werden und niemand sollte es wagen, sich ihm in den Weg zu stellen. Seine Hand wanderte über den Magen hinauf zur Herzgegend und er blieb einen Moment stehen, um Luft zu holen. Wortlos verfluchte er seine aufkommende Übelkeit. Abermals wischte seine Hand den Film kalten Schweißes von der Stirn. An der Hauswand gegenüber brannte eine Fackel und im Zwielflicht der tanzenden Schatten sah er eine Gruppe von maskierten Priestern, von denen zwei jeweils ein Hirschgeweih auf dem Kopf trugen, in der Dunkelheit verschwinden. Die Stadt schien ansonsten wie entvölkert. Ganz leiser, kaum wahrnehmbarer Gesang drang über die Stadtmauer und über dem Wehrgang schwebte ein schmaler Streifen aus dunkel-

orangem Licht und zeugte von den weit draußen brennenden Feuern. Sie waren auf den Feldern, tanzten sich um die Flammen in Trance, um dann immer wieder im Wald zu verschwinden, sich zu bespringen und ihre Gier und Unersättlichkeit zu stillen. Sollen sie, dachte Diarmaid. So war es und so wird es immer sein. Euer zukünftiger Hochkönig ist einer von euch. Heute, an Beltaine und an allen anderen Tagen. Die Bündnisse des Fleisches sind aufgehoben. Freinacht. Mochten hinter manchen der dunklen Fensterklappen diejenigen schlafen oder angstvoll betend in der Finsternis hocken, die diesen Tag verabscheuten, oder ihn für Teufelswerk hielten, weil die Handlanger ihres Gott es ihnen einflüsterten, sie würden irgendwann sterben, wissend, dass dieser Tag und jedes Jahr, das ihn wiederbrachte sie überlebt hatte. Jener Gott und seine Priester waren manchmal hilfreich. So nutzbringend unsichtbar. So einfältig und hilflos. Sie waren Werkzeuge auf einem meist blutigen Weg zu Macht und Ruhm. Mehr aber auch nicht. So war das Leben. Vor dem kaum erkennbaren Schimmer des rötlichen Lichtstreifens blitzten Bilder in seinen Gedanken auf, so kurz, dass er sich nicht sicher war, ob er sie wirklich gesehen hatte. Die Abtei in Kildare. Damals war er erst zweiundzwanzig gewesen und hatte dennoch schon die Kraft eines Ebers besessen. Das Feuer, das er legt. Seine Männer, denen er befiehlt die Frauen zu schänden und zu töten. Alle. Seine Nichte Sadhbh, die er zur neuen Äbtissin macht. Denn nichts war wichtiger, als dafür zu sorgen, dass man am Tisch der Götter saß,

ihre Hand wurde. Vor allem, wenn sie unsichtbar blieben, sich höchstens im tumben Geplapper ihrer Diener erahnen ließen. Litaneien, die niemand verstand und die nur in den hohlen Köpfen der Ängstlichen widerhallten.

Ein Pärchen kam um die Straßenecke gerannt und sofort trat er einen Schritt zurück in den Schatten der Hauswand. Er zweifelte, dass jeder Mann und jede Frau ihn in dieser Stadt erkannt hätten. Aber heute Abend wollte er unsichtbar bleiben, seinen Gedanken nachhängen und die Vorfreude auf das genießen, was gleich auf ihn wartete. Doch das Mädchen hatte ihn entdeckt, schickte ein Lächeln in die Dunkelheit und drückte ihm im Vorbeigehen einen kleinen Strauß zusammengebundenen Frauenmantels in die Hand. Sie rief ihm etwas zu, aber das verstand er schon nicht mehr. Im nächsten Moment waren die beiden verschwunden.

Das Haus des Baders lag zwei Straßen weiter. Auch hier brannten Fackeln an der Tür, aber aus keinem der Fenster drang mehr Licht. Er klopfte und wartete. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Tür langsam aufgezogen wurde und zuerst ein eine Laterne haltender Arm erschien, dem eine Sekunde später das mürrische Gesicht eines alten Mannes folgte.

»Guten Abend, Breandan«, sagte Diarmaid und setzte seinen Fuß auf die unterste Stufe. Als der Alte erkannte, wer dort draußen stand, weiteten sich seine Augen und er machte eine tiefe Verbeugung.

»Guten Abend, Herr.« Er begann zu stottern.
»Wir haben heute nicht mehr mit Euch gerechnet.
Wir dachten ... Das Bad ist bereits ... Aber selbst-
verständlich, wenn Sie es wünschen ...«

In diesem Augenblick erschien eine junge Frau
im Rücken des alten Mannes und schaute über sei-
ne Schulter.

»Wer ist das noch so spät, Bren?«

Diarmaid deutete eine gespielt unterwürfige
Verbeugung an, der alte Breandan trat zur Seite und
wich dem Blick des Mädchens aus.

»Heute Nacht vereinen sich Himmel und Erde.
Ist es nicht so? Darf ich reinkommen?«

Diarmaid nahm dem Alten die Laterne aus der
Hand, drückte ihm einen kleinen Lederbeutel in die
andere und betrat den Hausflur. Das Mädchen
stand wie versteinert im Dämmerlicht.

»Breandan, deine Nichte ist eine Augenweide.
Gleich zu welcher Tageszeit – ihr Anblick lässt die
Welt verstummen. Was brauchen die Geschöpfe
dieser Erde eine Sonne, wenn diese Frau vor ihnen
steht?! Guten Abend, Bláithín.«

Diarmaid streckte die Hand zum Gruß aus aber
das Mädchen ignorierte sie einfach. Noch immer
völlig reglos und ohne ein weiteres Wort zu sagen,
stand es im Zimmer und schaute Diarmaid voller
Abscheu an. Dann drehte sie ihren Kopf ganz lang-
sam, um erst im letzten Moment ihren Blick von
ihm zu lösen und ihren Onkel zu mustern. Aus
Abscheu wurde Verachtung. Breandan stand an der
noch immer geöffneten Tür und starrte wie ein
hirnloser Lakai zu Boden.

»Du machst es uns aber heute schwer, meine Liebe. Das ist nicht nett«, flüsterte Diarmaid und legte die Handflächen vor der Brust zusammen, als überlege er einen Moment, wie er noch mehr Gewicht in die nächsten Worte legen konnte.

»Du hast ...«, aber Blaíthín unterbrach ihn und nur ihr Mund schien sich zu bewegen.

»Ich werde heißes Wasser machen«, antwortete sie tonlos, drehte sich um und ging in den hinteren Teil des Hauses. Diarmaid grinste.

»Bring uns doch etwas zu trinken, Breandan. Heute begehen wir das Fest der Liebe. Die Vermählung von Himmel und Erde. König und Königin. Wir wollen feiern, alter Freund. Und bring mir Blumen für Blaíthín. Aber keine, die so vertrocknet sind wie du ... Ich weiß, du schaffst das. Auch um diese Zeit. Danke, ich kenne den Weg.«

Breandan verschwand in der Dunkelheit wie sein eigener toter Geist. Diarmaid trat mit dem Fuß gegen die Eingangstüre, der Riegel fiel scheppernd zurück und dann folgte er dem faden Schein der Laterne in seiner Hand.

Gut zwei Stunden später und weit nach Mitternacht stand Diarmaid mac Murchada am Ufer des Suir, stierte über den Fluss in die Dunkelheit und suchte nach Worten für das, was er in sich fühlte. Er fand keine. Ein Dutzend maskierter und verkleideter Männer und Frauen waren ihm auf dem Weg hierher begegnet, aber sie hatten keine Notiz von ihm genommen. Wahrscheinlich hatte das ihr

aller Leben gerettet, denn Diarmaid hätte sie, wenn sie ihn angesprochen hätten, alle erschlagen.

Wut. Da war noch mehr. Das Gefühl gedemütigt worden zu sein. Es war nicht zu greifen. Und immer wieder absolutes Unverständnis und Wellen von Zorn. Ohnmacht, die den Zorn nur noch größer werden ließ. Er hatte ihr Blumen geschenkt. Er hatte ihr Komplimente gemacht. Immer wieder. Bis er sie aus seinem Mund nicht mehr hören konnte. Er hatte ihr befohlen ... nein, er hatte sie gebeten, sich auszuziehen und sich zu ihm in den riesigen Zuber zu setzen. Er hatte sie gewaschen und gestreichelt. Er hatte ihr gesagt, dass er sich ernsthaft überlege, sie zu sich zu nehmen. Sie solle sich keine Sorgen machen, seine beiden Frauen würden diesbezüglich keinerlei Problem darstellen. Er hatte ihr Geschenke versprochen. Reichtum. Mehr als den Himmel ihres Gottes, an den sie doch wohl glaube, wie er von ihrem Onkel wisse und weit weg von der Hölle in der sie jetzt lebte. Und dann ..., dann, nachdem sie sich abgetrocknet hatten, hatte sie unter ihm gelegen wie ein kalter, geschälter Eichenstamm. Sie hätte genauso gut tot sein können. Kein Laut, kein Wort, keine Regung.

Auf dem Weg hinter ihm erklang ein kaum wahrnehmbares Knirschen, wie Schritte auf grobem Sand, aber als er sich, die Hand am Griff seines Schwertes, umdrehte, war weit und breit niemand zu sehen.

»Ist da jemand?«, fauchte er unwillig, aber niemand antwortete. Das Schlimmste von allem aber war gewesen, das Blaíthín die ganze Zeit kein einzi-

ges Wort gesprochen hatte. Sie hatte keine Fragen gestellt und keine Antworten gegeben. Sie hatte nur geschwiegen und wenn sich ihre Blicke einmal trafen, schien sie durch ihn hindurchzuschauen, so als sei sie schon ihr ganzes Leben lang blind und taub und stumm. Ein einziges Mal hatte sie eine Art Regung gezeigt, aber diese war, wenn er sich nicht irrte, auf eine Weise beschämend für ihn gewesen, dass er nicht daran zurückdenken wollte. Als er ihr den winzigen Strauß aus Holunder- und Weidenzweigen, den Breandan vor die Tür gelegt hatte überreichte, hatte sie ihn mit einer Mischung aus Traurigkeit und tiefster Geringschätzung angeblickt. Er hatte sofort geahnt, dass diese Blumen von irgendwo aus dem Haus stammen mussten, Breandan, der faule Crétin, sie vielleicht sogar aus ihrem Zimmer genommen hatte, weil er nicht gewusst hatte, wo er um diese Zeit welche auftreiben hätte können. Er, der tumbe König, schenkte seiner Angebeteten Blumen, die sie bereits irgendwann für sich selber gepflückt hatte, die sie längst kannte und mit denen sie etwas völlig anderes verband. Er würde den Alten bei Tageslicht von seinen Männern aus dem Haus zerren und vierteilen lassen.

Er würde ...

Der Blitz in seinem Kopf kam so unvermittelt und war so schmerzhaft, dass er laut aufbrüllte und auf die Knie sank. Gleichzeitig schien jemand ein Messer in seine Brust gerammt zu haben, aber als er seine Hand in die Seite krallte, war da nichts. Er fiel vornüber und stieß mit der Stirn an den Stamm

eines der in Ufernähe stehenden Apfelbäume. Und dann wurde es für immer dunkel.

Das leise Rauschen des Suir. Das nur ahnbare Herüberwehen von Gesang aus weiter Ferne. Ein leises Seufzen der Welt. Der Mann tauchte aus dem Nichts auf. Als schien die Nachtluft ihn erschaffen zu haben, stand er regungslos am Rande des Weges. Er trug die zerschlissene Robe eines Bettlers, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Als er sah, wie der andere Mann unter dem Apfelbaum zusammenbrach, ging er langsam auf ihn zu und betrachtete ihn schweigend. Irgendwann glitt seine Hand nach oben, pflückte eine Blüte und ließ sie auf den Rücken des Leichnams fallen. Dann kniete er sich neben ihn und legte seine Hand eine Weile auf die Apfelblüte. Es schien eine Ewigkeit zu vergehen, aber dann erhob sich der Bettler wieder und wog nachdenklich einen Apfel in seiner Hand. Die Blüte war verschwunden.

»Schlaf ein wenig, nur ein wenig, denn es liegt keine Gefahr in ein wenig Schlaf, Diarmaid, Diarmaid mac Murchada, gejagter König von Leinster, schlaf, dort unten ...«

Jeder hätte die Worte des Bettlers für ein kurzes Flüstern des Nachtwindes gehalten.

Im Februar des darauffolgenden Jahres brachte Bláithín einen Jungen zur Welt und die Hölle, aus der Diarmaid mac Murchada sie zu befreien versprochen hatte, existierte immer noch, auch, wenn das, was sie ausmachte sich verändert hatte. Breandan ließ sie schufteln und je weiter ihre Schwanger-

schaft vorangeschritten war, desto größer war sein Groll geworden. Die Gründe dafür ahnte sie. Und sie schob sie jedes Mal sofort wieder aus ihren Gedanken. Sie reinigte die Zuber, schrubbte die Böden und Wände, wusch die Wäsche, nähte und flickte die zerschlissene Kleidung ihres Onkels oft bis spät in die Nacht und wusste, dass Breandan immer wieder Gründe fand, sie von vorne anfangen zu lassen, nach Dingen suchte, die sie noch zusätzlich erledigen sollte. Sie sprachen kaum noch miteinander. Breandans Anweisungen, mehr oder minder deutlich, damit er sie willkürlich ändern konnte. Ihre Fragen, was zu besorgen sei und ob er ihr dafür Geld geben könne. Das, was er ihr gab, war abgezählt und reichte gerade so für das Nötigste. Zweimal in der Woche ging sie zu den Marktleuten, kaufte Lebensmittel und für Breandan Fette, Öle und Soda, aus denen er im Hinterhof Seife siedete. Manchmal, wenn der Junge unruhig wurde und schrie, wenn ihr aber die Zeit fehlte, sich um ihn zu kümmern, flüchtete sie in den Hinterhof und brach einen Moment lang in Tränen aus. Die Male, bei denen Breandan es zufällig bemerkte hatte, weil er auf dem Hof etwas vergessen hatte, hatte er vorgegeben, sie nicht zu sehen und beim Verschwinden nur eine abfällige Grimasse gezogen.

Im Sommer des folgenden Jahres glitt ihr beim Befüllen der Zuber der Kübel mit heißem Wasser aus den Händen und sie verbrühte sich den Unterarm, rutschte auf dem Boden aus und schlug sich die Wange auf. Der Kurpfuscher, den Breandan kommen ließ, um Geld zu sparen versorgte die

Wunde nur nachlässig und aufs Nötigste und so blieb eine fingerlange Narbe zurück. Den Jungen behandelte ihr Onkel, als sei er Luft. Es war, als lebten sie immer noch nur zu zweit im Haus: ein grimmiger, alter Bader und seine geschundene Magd. So oft es möglich war, in der von ihr als unsagbarer Schatz empfundenen Zeit, die ihr für sich selber blieb, ging sie mit dem Jungen in die Kirche, sie setzten sich dort an den Rand einer Reihe und Blaíthín betete schweigend vor sich hin. Manchmal führte sie ein kurzes Gespräch mit einem der Priester und der Junge stand ratlos neben ihnen und verstand kein Wort von dem, was seine Mutter und der Mann besprachen.

Und dann, eines Morgens, kurz nach seinem sechsten Geburtstag, nahm ihn seine Mutter an der Hand und sagte zu ihm:

»Wir werden verreisen. Jetzt sofort. Frag bitte nicht. Wir müssen uns beeilen, denn Breandan kommt gleich zurück.«

Sie nahm ihren Umhang und hängte ihm seinen kleinen Beutel um, führte ihn auf Umwegen durch die Stadt und irgendwann deutete sie mit dem Finger auf einen mit Säcken und Kisten bepackten Wagen, auf dessen hölzernem Kutschbock zwei Männer und eine Frau saßen.

»Diese Leute werden uns mit nach Dublin nehmen und von da aus müssen wir sehen, wie wir weiterkommen. Es wird ein weiter Weg werden.«

Leise rauschte der Mattock durch den Wald herauf. Manchmal knisterte das herabgefallene

Laub der Bäume unter ihren Schritten, oder irgend- ein Getier huschte durch das Unterholz. Stunden- lang waren sie schweigend dem Weg gefolgt. Worte waren nicht nötig gewesen. Worte waren in den letzten Jahren selten Teil ihres Lebens gewesen und es war schwer die passenden zu finden. Aber irgendwann sagte Blaíthín:

»Wir sind gleich da. Es kann nicht mehr weit sein.«

Der Junge schaute nur stumm zu ihr hinauf. Als sie vor dem riesigen Holztor ankamen, hielt Blaíthín einen Moment inne und klopfte dann an. Es dauerte einen Augenblick, bis der Riegel zu hö- ren war und als sich das Tor kurz darauf öffnete, blickten sie auf einen großen Innenhof und ein Mann in schaffarbener Kutte lächelte sie an.

»Das ist Mellifont, mein Lieber. Hier wirst du von jetzt an wohnen«, flüsterte Blaíthín und wand sich dann an den Mönch:

»Ist es gestattet, dass ich mitkomme? Man hat mir gesagt, dass Frauen ...«

Aber der Mann nickte nur freundlich. Sie folg- ten ihm ins Innere des Klosters. Der Junge schaute während des ganzen Weges nur auf das Vor und Zurück seiner Füße und hielt Blaíthíns Hand fest umklammert.

»Kommst du mich besuchen, Mutter?«, fragte er, als sie den Kreuzgang betraten und der Mönch ihnen eine Türe wies. Blaíthín schaute über das Grün des Rasens auf den achteckigen Erker am anderen Ende des Vierecks. Ein kleiner, grauer

Vogel saß auf dem, was aussah wie ein steinernes Waschbecken.

»Ich denke schon«, antwortete sie leise und dann strich sie ihm über den Kopf.


Blaíthín kehrte nie wieder nach Mellifont zurück.

II

*Nil credendum, nisi prius intellectum*³

Petrus Abaelardus (1079 - 1142)

Samain 1227

odail beagán, beagán beag, óir ní heagail duit a bheag.⁴ Schlaf ein wenig, nur ein wenig, denn dir ist kein Grund zur Furcht in ein wenig Schlaf, Diarmaid, Diarmaid Ua Duibne, Ziehsohn, Träger der Speere Gáe Derg und des gelben Gáe Buide, Herr des Pfeils Crann Buí und Hüter meines Schwertes Nórralltach, schlaf, schlaf dort unten ...

Meine Gedanken, wie Worte aus uralten Zeiten. Ungreifbar nah und flüchtig wie unschlüssiger Wind. Ein Tross aus Kriegern in dampfenden Hallen, geschwängert von wabernder Lust, blühender Lust. Und welchem Verlangen. Noch unschuldig bist du, Träger des Zeichens, versteckt hinter langen, schwarzen Strähnen und dem doch kein Weib zu entkommen vermag. Schlaf, so wie die anderen schliefen, als ihr entfloht, weil ihr Begehren und *Geis* die Bande zerschnitt. Wohnstatt der sieben Türen im Wald am Shannon und die doch nicht schützte euch. Du entkommst nicht dem Schicksal, Ziehsohn, ich weiß es, denn mein Mantel der Zauber kann dich nicht schützen. Der Keiler wird kommen. So wie verheißen. Doch vorher kommt er, den sie verschmähte, weil alt und verwelkt und der dich jetzt hasst, seinen Besten, denn du nahmst sie mit, Gráinne, die dein Kind trägt und blutrote Vogelbeeren pflückt, denn du hast Searbhán, den einäugigen Wächter erschlagen. Die saftigsten

Früchte ganz oben im Wipfel, dort, wo du sitzt, als er kommt, um zu rasten. Unter dem Baum, Fidchell spielt, mit Oisín, deinem Freund, dem du rote Beeren heimlich zu Hilfe wirfst, dass er siegt. Und wieder muss mein Mantel dich retten und Gráinne, um euch Jahre der Ruhe und Liebe zu schenken, Versuch zu versöhnen, den Hass zu betäuben, euch nicht länger zu jagen. Doch er wollte nicht ruhen. Sie hat dich gewarnt, nie jagen zu gehen. Sie kannte den Fluch. Er aber schwieg. Zerfressen von morscher Lust und Verlangen. Als der Keiler dich aufriß und das Blut aus dir strömte, stand er daneben und wünschte sich lachend, dass jetzt alle Weiber Érius dich sähen, Diarmaid, den Schönen, den Dieb seiner Träume. Du flehdest um Hilfe. Seine magischen Hände könnten dich retten. Sogar Oscar, sein Enkel, bat ihn um Gnade, eilte, um Wasser zu holen am Fluss. Doch er blieb nur stehen und das Wasser zerrann in des Anderen Händen.

Codail beagán, beagán beag, óir ní heagail duit a bheag.⁴ Schlaf ein wenig, nur ein wenig, denn es liegt keine Gefahr in ein wenig Schlaf, Diarmaid, mein Ziehsohn, schlaf ...

War es jemals anders gewesen? Hatte es jemals eine Zeit gegeben, in der Sehnen, Begierde, unstillbares Verlangen und selbst schweigend anbetende Liebe Männer und Frauen vereint hatten, ohne dass anderes Sehnen, fremde Begierde, noch unstillbares Verlangen und schreiend fordernde Leidenschaft diesen Bund zerstörten?

Aus Fionn, dem lächerlichen Helden wurde Fionn, der eifersüchtige, alte Hahnrei.

Für Midir warb ich um Étaíne und Fuamanch verfluchte die Nebenbuhlerin, wirkte Zauber und verwandelte sie in eine Möwe, einen Schmetterling, eine Fliege, die ein Fremder verschluckte. Erst nach über eintausend Jahren wurde sie wiedergeboren.

Und ... Cáer Iborneith, Tochter des Ethal Ambúail. Auch bei uns musste zuerst das Blut der Krieger deines Vaters vergossen werden, bis ...

Der Hochnebel lag wie ein zerrissenes Tuch über den schmutzig grünen Wiesen. Gleich würde die Sonnenscheibe genau über ihm an einer Stelle vorbeiziehen, an der der Dunst so dünn war wie in den Wind gehauchte Wünsche und dann würde der Himmel dort für einen Augenblick so aussehen wie eine der unzähligen blassgrauen Pfützen auf den mit Furchen durchzogenen Wegen, in der die kleine Ó Ríagain mit einem Stock rührte, um den vergossenen Apfelsaft ganz langsam zu verteilen. Er wusste, dass das Mädchen ahnte, was geschehen würde. Immer wieder hob sie die Hand mit dem Stock und strich sich mit dem Finger eine Haarsträhne aus der Stirn, die sofort zurückfiel, um das Spiel von vorne beginnen zu lassen. Gelbbraune Schlieren in an den äußeren Rändern gefrorenem, grauem Schmutzwasser, die das Stück Holz in alle Richtungen zog. Wertvoller Saft, fast ein Viertel der Kanne, die ein kindlicher, übermütiger Hüpfen aus dem Krug hatte schwappen lassen und der jetzt verloren war, der langsam im Boden versickern würde, zu weit ent-

fernt von den Wurzeln der Apfelbäume aus deren Früchten der Saft gepresst worden war, um einen winzigen Anteil am Gedeihen neuer Äpfel beizusteuern. Es würde Ohrfeigen des alten Ó Ríagáin und barsche Worte der Mutter setzen, die beiden älteren Schwestern würden in der Ecke des Zimmers stehen und nicht wissen, wohin sie schauen sollten und vielleicht würden sie ja auch leise kichern, verhöhnen und ein wenig schadenfroh, aber irgendwann, vielleicht schon in ein paar Tagen, würde sich alles wiederholen, so, oder anders, denn aus Schmerzen zu lernen war wie das Fegen von Laub bei aufkommendem Sturm. Auch das wusste er. Vieles wiederholte sich immer wieder. Alles wiederholte sich nicht.

Er saß auf dem Hügel und lauschte den in seinem Rücken verwehenden Klängen der Harfe. Eochaid Ollathair, den sie seit Urzeiten Dagda nannten, Allvater und Herrscher über das Gesetz und das Recht, Geliebter und Sohn der Dana, sein Vater, hatte gespielt und die Zeit bewegt. Morgen würde ein neues Jahr beginnen. Samain. In den Jahrhunderten, die hinter ihnen lagen hatte niemand dort unten je den betörenden Klang dieser Harfe gehört.

Sie wendeten die Erde, vergruben Samen, Körner und Knollen, trieben ihre Schafe auf die Wiesen und häuften kindskopfgroße Steine zu brusthohen Mauern auf. Jeder Tag war ein Abbild des vorangegangenen Tages. Arbeit, Schlaf und Warten. Und irgendwann, später im Jahr, wenn sein Vater wieder

unsichtbar über die Hügel schritt und seine Harfe erklingen ließ, zogen sie wenige Knollen mehr aus der Erde hervor, als sie vergraben hatten, schnitten die im warmen Wind wogenden Halme mit ihren Sensen und schlugen die Ähren aus, schoren die Schafe, bereiteten die brach liegenden Felder für die kommenden Monate vor und besserten die Dächer ihrer steinernen Hütten aus. Niemals war auch nur ein einziger Ton von Dagdas göttlichem Spiel an ihre Ohren gedrungen. Aber sie sahen, wie sich das Jahr wandelte, wie die Tage länger wurden und zu wärmenden Sommerabenden heranwuchsen, wie die letzten Herbsttage sich mühsam aus dem morgendlichen Nebel erhoben und viel zu schnell wieder kürzer wurden. Sie rochen die ersten Blüten im Frühjahr und sie sahen die Blätter im Spätherbst fallen. Sie spürten den manchmal eisigen Wind im Winter und schmeckten das Salz auf ihrer Haut, wenn die Hitze des Sommers auf die Felder drückte. Das Harfenspiel jedoch, das gab es für sie nicht. Keines der Wunder, die Dagdas Hände beschworen, ertönte über ihnen am Himmel, oder drang in ihre Häuser und Herzen. Und dennoch sahen sie, was ihr Klang erschuf, ohne zu erkennen, was er, jedes Jahr aufs neue, hervorbrachte und unmerklich veränderte, wie er das große Rad in Bewegung hielt, das sich bereits seit Jahrtausenden drehte. Samain. Morgen würde ein weiteres Jahr beginnen. Aber heute Nacht würden sie die Läden ihrer Fenster verschließen, vor der Kälte fliehen, ihre Kinder an sich ziehen, Kerzen anzünden und nicht mehr aus dem Haus gehen. Aus Angst vor

ihm und seinesgleichen. Welch eine seltsame Eigenart lag im Wesen dieser Sterblichen. Sie ehrten und schätzten ihre Vorfahren und dennoch fürchteten sie sich vor ihnen, legten ihnen Brot und Früchte auf die Wege, damit sie gestärkt weiterziehen konnten, ohne ein Unheil anzurichten, nahmen die Weißwäsche von den Leinen, damit sie nicht als Tücher des Todes und der Krankheiten benutzt wurden und glaubten noch immer daran, die Geister suchten heute Nacht ihre Schwangeren auf, um in der Frucht deren Leiber wiedergeboren zu werden.

Oh ja, er seufzte und malte sich aus, wie es wohl wäre, wenn Ceridwen, die Schöne, noch immer dem dummen und abgrundtief hässlichen Gwion nachjagte, wie beide immer wieder ihre Gestalt veränderten und schließlich zu Huhn und dem winzigen Korn würden, pik-pik und alles wieder von vorne begänne.

Dabei hatten die meisten dort unten ihn und sein Volk lange vergessen. Und wenn sie es nicht vergessen hatten, dann erinnerten sie sich leise und hinter vorgehaltener Hand bei alten Märchen und Ammengeschichten, flüsterten Halberfundenes zu gänzlich Unglaublichem, schlugen am Ende angstvoll das Zeichen des Kreuzes und baten ihren neuen Gott, ihren neuen Allvater schweigend um Vergebung ihrer Sünden.

Sünden! Sünden? Was war das?

Er streckte sich, hob die Hände zum Himmel und schloss einen Moment die Augen. Der feine

Nebel war durchtränkt mit unsichtbaren Tropfen, die sich ihm auf das Gesicht und die Haare legten und selbst im Grau des herannahenden Abends als winzige Edelsteine aus dem Nichts entstanden und zu glitzern begannen. Langsam wurde es kälter. Ab und an trug eine Böe das leise Rauschen des hinter ihm vorbei fließenden Boyne herauf und in der Ferne blökte ein Schaf. Bóann. Die Stimme seiner Mutter, die seit Urzeiten im vorbeiziehenden Strom des Wassers erzählte. Heute Nacht würden die Sídh wieder offen stehen, die Wege in die Anderswelt für wenige Stunden freigegeben und die Vergangenheit mit der Gegenwart verbunden sein. Es war niemals anders gewesen. Es würde in all den Jahren, die noch kämen immer wieder so sein. Mochte ihre Furcht vor dieser Nacht mit jedem Jahr, das ins Land zog, mehr und mehr sterben. Noch war sie so lebendig wie ihre unstillbare Neugier auf das, was jedes dieser anders gleichen Jahre in den Schlund des Vergessens warf, was jeder Satz ihrer mahnenden Lehrer, die dort drüben in der Abtei hinter dem Horizont beteten als Weg in die Verdammnis geißelte. Noch floss in den Adern nicht weniger Seelen dort unten das stumme Blut eines Glaubens an ihn und sein Volk. Und dass er das wusste, dass er wusste, dass es solche Seelen auch hinter den Mauern der Abtei gab, erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Genugtuung.

Ihn, Óengus mac Óg, Angehöriger der Túatha Dé Danann, Gott der Jugend, der Liebe und der Poesie, Sohn der Flussfrau Boand und des Dagda Mor, dem Sohn des Elatha, Sohn des Delabaeth,

Sohn des Net, Sohn des Indui, Sohn des Alldui,
Sohn des Tat, Sohn des Tavarn, Sohn des Enda,
Sohn des Baath, Sohn des Ebath, Sohn des
Bethach, Sohn des Iarbonel ...

Er ließ den Faden seiner Gedanken einfach fahren. Er kannte die Namen seiner Ahnen. Würde sie niemals vergessen. Dort unten kannte man sie nicht mehr. Und die wenigen, die sie noch aufsagen konnten, flüsterten sie lieber, als sie laut und in offener, furchtvoller Verehrung auszusprechen. Er nahm den Apfel aus der Tasche seines Umhangs und küsste ihn auf die gelbe Schale. Manche Erinnerungen wurzelten tief. Sie auszureißen war auch etwas, das dem Fegen von Blättern bei tosendem Wind glich. Vieles wiederholte sich immer wieder. Alles wiederholte sich nicht.

Sohn des Nemed, Sohn des Agnomain, Sohn des Pamp, Sohn des Tat, Sohn des Sera, Sohn des Sru, Sohn des Esru, Sohn des Braimend, Sohn des Rathacht, Sohn des Magoth, Sohn des Iafeth, Sohn des Noah

Sünden. Er schüttelte den Kopf und schaute gedankenverloren auf das Gras vor seinen Füßen. Dieses Wort klang so seltsam falsch.

Vor fünfundachtzig Jahren hatten sie begonnen diese Stätte - , nein, so nannten sie den Ort nicht, ihr Bethaus, ihre Kirche, ihre Abtei - zu errichten, um ihren Gott zu preisen, seinen Namen zu ehren, in die Welt zu tragen und seit jenen Tagen wehte dieses Wort durch den Himmel ihrer Gedanken. Honigbrunnen, Mellifont, nannten sie dieses Werk

aus grauen Steinen, Torbögen, Türmen und verziertem Mauerwerk und er war sich noch heute nicht sicher, ob die Gründer damals gewusst hatten, wie nahe sie an diesem Hügel, diesem und den anderen kleineren gebaut hatten, Hügeln, in denen sie nichts anderes sahen als Erhebungen in einer Landschaft, niemals ahnend, was unter der Grasnarbe der Sídh verborgen lag.

Mellifont Abbey. An den Ufern des Mattock. Tochterhaus des in einem anderen Teil der Welt liegenden Klosters Clairvaux. Der damalige Erzbischof von Armagh, Malachias und Bernhard von Clairvaux in Frankreich hatten es so gewollt. Ein gewisser Bruder Robert hatte die Mauern und Gebäude im Stil der französischen Klöster geplant und Donnagh O'Carroll, König von Uriel hatte das Land beigesteuert. Ein fremdländisches Brandzeichen auf der Haut ihrer Heimat.

Er strich sich mit der Hand durch das feuchte Haar und konnte sich ein hämisches Lächeln nicht verkneifen. Edler, spendabler Donnagh, wenn du wüsstest! Wenn du auch nur den Hauch einer Ahnung hättest, was im Kopf und der Seele deines Enkels Coemgen vorgeht. Aber vielleicht siehst du es ja. In welcher Welt du auch immer gerade wandeln magst. Und vielleicht stirbst du deswegen vor Gram immer wieder aufs Neue.

Er warf den Apfel in die Luft, fing ihn wieder auf und wog ihn einen Moment lang in der Hand. Dann biss er hinein und der Saft lief ihm die Mundwinkel hinunter.

Die Abtei war - er suchte nach einem Wort. Unausprechlich. Unumschränkt, obwohl es das in Anbetracht der sie umgebenden Mauer eigentlich nicht traf. An kalten und dunklen Wintertagen wie diesem, wenn das Wetter das Land einzig in die Farbe grau kleidete, hatte sie, so fand er, etwas Bedrohendes, Furchteinflößendes, Abweisendes, mauerumschlossen mit einem mächtigen Portal-turm, der an die Wolken zu stoßen schien und den sie Pförtnerloge nannten. Und manchmal konnte er die unbestimmte Beklemmung der dort unten lebenden Menschen riechen. Ein kaum wahrnehmbarer Faden im Gespinst der nebligen Luft. Sie hatten auch vor diesen Gebäuden Angst. Es war eine andere Angst, als die, die sie seinem Volk gegenüber hegten. Ihn und sein Volk fürchteten sie, weil sie seit Anbeginn der Zeit unsichtbar waren, aber jedes kleine Kind aus ihren Geschichten lernte, dass es sie gab, immer gegeben hatte. Wenn sie auch nicht begriffen, wer das, was sie umgab, formte und veränderte, so waren sie doch meist mit dem sichtbaren Ergebnis zufrieden. Ihre Vorfahren hatten noch versucht das Unsichtbare zu besänftigen, wohlwollend zu stimmen. Sie hatten Tiere und Pflanzen geopfert und sein Vater und die anderen hatten die Gaben gefällig angenommen. Das war der Lauf der Welt.

Aber das, was aus der Abtei bis zu ihnen drang, verstanden sie nicht mehr. Sie verstanden die Sprache der Lobpreisungen und Gebete nicht, von der es hieß, sie sei die einzig wahre, die einzig göttliche Sprache und sie begriffen zu wenig von dem, was

die Mönche ihnen zu erklären versuchten. Ihr neuer Gott war allein, einsam thronend, unmenschlich im wahrsten Sinne des Wortes und er duldet keine Götter neben sich. Ein Allvater ohne Frau und Geliebte, ohne Schweiß, Sperma und den Geruch der Welt. Fern, allmächtig und allem Anschein nach unbeirrbar in seinem Bestreben, ihnen das Gesetz ihrer Fehlbarkeit, ihrer Schwäche und Sündhaftigkeit mit den Zungen seiner irdischen Stellvertreter zu predigen, Makel, die sie, wie es hieß, von Anbeginn ihrer Geburt trugen und die sie niemals zur Gänze tilgen können würden. Und das größte aller Vergehen war das Vergehen, den Worten dieser auserwählten Diener dieses Gottes keinen Glauben zu schenken. Demut, Gehorsam und Entsayungen, beten, arbeiten und immer wieder für Verfehlungen büßen, die von Anbeginn Teil ihrer selbst waren, versteckt im Blut der Hilflosen, sie quälend, weil dieser Gott es so wollte.

Mellifont umgab etwas Unannehmbares. So empfand er es einfach. Die Abtei passte nicht hierher. Nichts an ihr passte hierher. Mochten einige ihrer Mönche noch so oft auf Wanderschaft gehen, an die Türen der Menschen klopfen, um sich hingebungsvoll um die Armen und Kranken zu kümmern. Wurde ihnen aufgemacht und Not, Kummer, Hoffnung oder nur ein zweifelnder Schauer öffneten fast immer die Tür, dann traten mit ihnen, anfangs stumm, aber immer hörbarer, auch die Worte der Bekehrung, der Überredung und der Einschärfung ein, um ihre Spuren zu hinterlassen. Mellifont glich einem Samen, der gekeimt war, um

seine Triebe in alle Himmelsrichtungen wachsen zu lassen, das Alte zu umschlingen und aufzusaugen.

Nein, dieser in angeblicher Schönheit versteinerte Ort hinter dem Horizont hatte etwas Falsches. Ihm wohnte nichts von dem inne, was er von den anderen geweihten Orten kannte, die schon seit langem kaum noch jemand aufsuchte. Der alte Apfelbaum am Rande der Wiese, der dort eingedenk Balors Sohn stand und der in jedem Jahr früher und länger blühte als alle anderen Bäume, weil der Dagda es vor langer Zeit so verfügt hatte. Die moosbewachsene Mulde am Rand des Wäldchens, an der der Bach heraustrat und der dort schon im Frühjahr viel wärmeres Wasser führte als an anderen Stellen, weil seine Mutter es so wollte. Der aufrecht stehende Stein an der Wegkreuzung hinter dem Scéla-Hügel, der im Sommer bei gutem Wetter noch immer den Schatten einer Flöte warf und an dem vor langer Zeit der Fili Cormaic seine Lieder vorgetragen hatte, weil er, Óengus, es ihm einmal in einem Traum aufgetragen hatte.

Er nagte den Apfelkrotzen ab und warf ihn in hohem Bogen davon. Wirbelnd flog das Gehäuse durch die Luft, verschoss seine kleinen, fast schwarzen Kerne und dann, im kurzen Augenblick eines einzigen Herzschlags, verwandelte sich alles in eine Hand voll brauner Blätter, die langsam zu Boden segelten.

Mäßige dich, Óengus mac Óg, sagte eine Stimme in seinem Kopf. Du weißt doch, was dort unten vor sich geht! Beruhige deine Seele, denn sie droht, der maßlosen Raserei zu verfallen, zu sehen, was

nicht ist und zu verurteilen, was der Schonung bedürfte.

Heute ist Samain und du weißt, was du noch zu tun hast, weswegen du gekommen bist. Sie wartet, Óengus mac Óg! So, wie sie immer gewartet hat. Schönheit und Zauber. Makellosigkeit und Vollendung. Harmonie und Einheit. Leidenschaft und Begehren. Sehnsucht und Erfüllung. Leben. Sünden

Und in diesem Moment musste er über sich selber lachen, so laut lachen, dass sein Atem für einen Augenblick die Nebelfetzen aufriss und der Wind in die kahlen Äste der Bäume fuhr. Er sah, wie in der Ferne die Schafe träge ihre Köpfe hoben und blökten. Und als er mit bebender Stimme zu rezitieren begann, wusste er, dass dieses Blöken das einzige war, was diese Welt in diesem Augenblick vernahm.

Und wenn auch Jahr um Jahr verinnt,
Ich werde weiterziehn und dann,
wenn ich ihr Antlitz bebend find',
in ferner Zeit, im Irgendwann,
Pflück' ich des Mondes silbern Frucht,
der Sonne gold'ner Äpfel Licht.
Ich habe nur nach ihr gesucht,
denn and're Sterne gibt es nicht.

Es war dunkel geworden und die Landschaft unter ihm war nur noch ein Bild aus schwarzen Flecken und Strichen vor nicht ganz so schwarzem Hintergrund. Die wenigen Lichtpunkte würden